

Rede, die Paare mit den „notwendigen und angebrachten Mitteln“ dafür zu versorgen, doch über die Zwangssterilisation hieß es, sie sei eine „ernsthafte Verletzung“ des Sittengesetzes: „Der Verlust von Arbeit, Gefängnishaft und Sterilisation sind unmenschliche ... Maßnahmen, die das Gewissen derjenigen besudeln, die sie mit Gewalt oder durch das Gesetz auferlegen.“

Die katholische Strategie in der Frage präziserte der Präsident der indischen Bischofskonferenz, Kardinal *Lawrence T. Picady* von Kalkutta, in einem Brief an alle indischen Bischöfe (NCNS, 30. 3. 76). Darin bestärkt er noch einmal die kirchliche Position, wünscht aber gleichzeitig verstärkte Anstrengungen der Kirche, um einen positiven Alternativbeitrag leisten zu können. So soll jede Diözese eigene Zentren zur Unterweisung in natürlicher Familienplanung errichten, und seitens der katholischen Ärzteschaft und der katholischen Krankenhäuser sollen Spezialausbildungs-Programme gestartet werden. Ob dies allerdings als überzeugende Alternative ausreicht, wird sich erst zeigen. Doch immerhin scheint die Zurückhaltung der Regierung in Delhi teilweise auf den Widerstand von religiösen Kreisen zurückzuführen zu sein. Dort ist man wohl auch realistisch genug, um die praktischen Schwierigkeiten der Zwangssterilisation (Überwachung, Kontrolle, Personal) einzuschätzen (vgl. Le

Monde, 18. 4. 76). In Delhi will man nun verstärkt gegen die hohe Kindersterblichkeit vorgehen, das Heiratsalter für Mädchen von 15 auf 18 Jahre und für Jungen von 18 auf 21 Jahre heraufsetzen und schließlich die Abgeordnetensitze der Gliedstaaten und die finanziellen Zuwendungen an diese auf der Basis der Bevölkerungszählung von 1971 einfrieren, um den „Wettlauf“ um Einfluß und Geld durch hohe Bevölkerungszahlen zu stoppen (NZZ, 21. 4. 76).

Zwangsmaßnahmen auch in Singapur

Neben Indien greift jetzt auch die Regierung von Singapur zur Zwangssterilisation als letztem Mittel. Auf zwei Arten wirkt sie sich derzeit laut Gesetz aus. Einmal müssen sich alle ausländischen Arbeitskräfte, die eine Arbeitserlaubnis haben und ein Mädchen aus Singapur heiraten wollen, verpflichten, sich nach dem zweiten Kind sterilisieren zu lassen. Wer sich weigert, dies zu unterschreiben, darf nicht heiraten, verliert seine Arbeitserlaubnis und die Aufenthaltsgenehmigung sowie medizinische und erzieherische Versorgung. Andererseits werden Kinder, deren Eltern sich haben sterilisieren lassen, zu den besten Schulen zugelassen (Far Eastern Economic Review, 2. 4. 76). Die bisherigen Reaktionen stammen sowohl von Parlamentsab-

geordneten als auch vom katholischen Bischof und 15 katholischen Priestern, die einen offenen Brief an Ministerpräsident *Lee Kuan Yew* richteten (vgl. Le Monde, 27. 3. 76). Der Protest, dem sich auch das Diözesankomitee für Gerechtigkeit und Frieden anschloß, richtet sich in erster Linie dagegen, daß Sterilisation mit Anreizen oder Strafen verknüpft wird und besonders die unteren Einkommensgruppen betroffen sind: „Personen sind keine Zahlen. Menschenrechte keine Privilegien.“ Die Bevölkerungskontrolle Singapurs werde zunehmend von der Regierung unter qualitativen und weniger unter quantitativen Gesichtspunkten gesehen. Schließlich waren die bisherigen Programme so erfolgreich, daß man in Singapur fast ein Null-Wachstum erreicht hat. Auch aus verschiedenen Äußerungen von Politikern gewinnt man den Eindruck, als gehe es hauptsächlich um eine gezielte Förderung von Bürgern mit „guter Herkunft“. Diese beiden Beispiele aus Asien zeigen einen Trend an, der sicherlich weitere Kreise ziehen wird. Angesichts dieser Entwicklung ist es eher überraschend, daß die katholische Kirche auf den Philippinen noch ihren Einfluß geltend machen konnte (vgl. Far Eastern Economic Review, 30. 1. 76), um Präsident *Ferdinand Marcos* zu bewegen, ein größeres Familienplanungsprogramm im Juli wieder aufzugeben, das u. a. die kostenlose Verteilung von Kondomen vorsah. N.S.

Interview

Glaubensverkündigung für Zweifler

Ein Gespräch mit der Projektgruppe Glaubensinformation

Vor ungefähr sieben Jahren gründeten einige junge Theologen mit Prof. *Helmut Thielicke*, dem inzwischen emeritierten Ordinarius für Systematische Theologie an der Universität Hamburg, als *Spiritus rector* die „Projektgruppe Glaubensinformation“. Die ursprüngliche Absicht,

einmal monatlich gemeinsam Predigtentwürfe auszuarbeiten, führte zu einer großen Verkündigungsaktion in Hamburg. Aufgrund der dabei gemachten Erfahrungen startete die Gruppe mit einer großen publizistischen Offensive 1973 einen Briefkurs über Glaubensfragen. Er

wandte sich vor allem an kirchliche Randsiedler, die sonst von der Verkündigung nicht mehr erreicht werden. Inzwischen sind die Briefe, die ein überraschend starkes Echo fanden, auch in Buchform erschienen („Wer glaubt, denkt weiter. Briefkurs für fragende Menschen“, Herderbücherei 550, Freiburg – Basel – Wien 1976). – Wir sprachen mit dem Vorstand der Projektgruppe – Prof. Helmut Thielicke, Oberkirchenrat Lutz Mohaupt (Hannover) und Pastor Hinrich C. G. Westphal (Hamburg) – über die Arbeit und die Zielvorstellungen der Gruppe, ihre Erfahrungen und ihre theologische Position. Die Fragen stellte Hans Georg Koch.

HK: Meine Herren, auf dem letzten Kirchentag vor einem Jahr in Frankfurt zählte, wenn ich mich recht erinnere, der Stand der Projektgruppe Glaubensinformation zu den am meisten besuchten Ständen des „Marktes der Möglichkeiten“. Wie man hört, ist Ihr Briefkurs für fragende Menschen bereits in mehreren hunderttausend Exemplaren verbreitet. Wie kam es zur Initiative der Projektgruppe Glaubensinformation?

Westphal: Der Anfang liegt etwa sieben Jahre zurück, als sich einige norddeutsche Pastoren mit Professor Thielicke zu einem Predigtkreis zusammenschlossen, um Predigtentwürfe für die Gemeinden zu erarbeiten. Sehr bald machten wir dann die Erfahrung, daß gerade die Menschen, die am Rande der Kirche anzusiedeln sind, durch unsere Predigten meist nicht erreicht werden. Darum entschlossen wir uns, in der Hauptkirche St. Michaelis in Hamburg, dem Michel, eine Predigt- und Diskussionsreihe gerade für Außenstehende und Randsiedler anzubieten. Das lief so, daß Professor Thielicke an zehn Abenden jeweils einen Vortrag hielt und anschließend Möglichkeit zur Diskussion gegeben wurde. Dabei machten wir unsere ersten Erfahrungen mit der Gruppe, die wir anvisierten, und da das erfolgreich war – sowohl zahlenmäßig als auch von den Ergebnissen der Gespräche her –, haben wir, auf dieser Erfahrung aufbauend, gesagt: wir wollen das jetzt in Form eines Briefkurses auch bundesweit durchführen. So schufen wir dann den Briefkurs „Wer glaubt, denkt weiter“, einen Fernkurs in Glaubensfragen in Form von 17 Briefen, die wir den Leuten auf Anforderung zuschickten.

HK: Sie haben eben als Ausgangspunkt Ihrer Aktivität den Hamburger Michel genannt. Das ist sicher insofern bestimmend geblieben für die weitere Arbeit, als Sie sich, wenn ich recht sehe, vor allem an kirchenferne Großstädter bzw. die durch diese Gruppe repräsentierte Mentalität wenden?

Thielicke: Ja, es kamen auch bereits zu diesen Abenden im Michel sehr viele Kirchenfremde. Wir haben eine Statistik gemacht, aus der hervorging, daß ein großer Teil – 28% – praktisch keine Beziehung zur Kirche hatte. Ebenso war die Jugend reichlich vertreten, und auch die Männer waren überdurchschnittlich repräsentiert – also

Gruppen, die sonst im kirchlichen Leben unterdurchschnittlich vertreten sind.

Westphal: Unsere erste Erfahrung in den Gesprächen war, daß es hier zu einer Kontaktnahme zwischen den Kirchenfremden und denen kam, die sich im Glauben schon stärker fühlten. Ein charakteristisches Beispiel: Ein Frommer sagte: „Das Blut Christi macht mich frei“, worauf ein Außenstehender heftig reagierte, mit dieser Formel könne er nichts anfangen. Im Laufe der Diskussionsabende lernten nun diese beiden Gruppen aufeinander zuzugehen: die einen sahen sich genötigt, ihren Glauben in die Sprache des Zweiflers umzusetzen, und die anderen, ihre zweifelnden Fragen und Vorurteile offen auszusprechen.

Mohaupt: Ich würde freilich nicht sagen, daß es hier um eine Spezialsituation nur des skeptischen Hamburger Großstädtlers geht, sondern ich glaube, es ist die Situation des kritischen, aber religiös doch immerhin noch interessierten Zeitgenossen überhaupt, der nicht ständig mit der Kirche umgeht, der sich aber auf der anderen Seite noch nicht so weit von ihr distanziert fühlt, daß ihm das alles egal ist.

HK: Wann begann nach den Abendveranstaltungen im Michel die Gruppe als solche ihre Arbeit?

Westphal: Die Michelabende waren bereits von der Gruppe initiiert und organisatorisch getragen, mit ihnen haben wir angefangen. Wir begannen dann bald, die Arbeit in die Gemeinden hineinzutragen, d. h., wir haben Gemeinden besucht, Gesprächsabende angeregt und unsere Sache zur Diskussion gestellt. Aus diesen Erfahrungen ist schließlich die bundesweite Aktion der Glaubensbriefe erwachsen.

„Wir wollen nicht am grünen Tisch eine Sache ausdenken, sondern es wird immer vorher ausprobiert“

HK: Befaßt sich die Gruppe jetzt im wesentlichen mit der Nacharbeit am Briefkurs – also der Beantwortung persönlicher Zuschriften usw. –, oder wurde bereits ein neues Arbeitsfeld in Angriff genommen?

Westphal: Die Briefe laufen weiter, die Reaktionen auch. Darüber hinaus stehen wir mit Gemeinden in Kontakt, die mit den Briefen arbeiten, und bereiten mit ihnen gemeinsame Gesprächsabende vor. Aber wir arbeiten bereits an einem neuen Projekt, das sich an eine Gruppe richtet, die unseres Erachtens oft allein gelassen wird, nämlich an Eltern, die versuchen, ihre Kinder zum Glauben zu erziehen. Für sie erarbeiten wir eine Reihe von Briefen, die sich mit Fragen wie „Angst und Glaube“, „Streit“, „Arbeit und Freizeit“, „Wahrheit und Lüge“, „Strafe und Liebe“, „Wie reden wir mit Kindern von Gott“, „Christliche Le-

bensgestaltung“, „Taufe“ usw. beschäftigen. Parallel zu dieser Vorbereitung von Briefen – das ist immer unsere Rückkoppelung von Theorie und Praxis – haben die Teilnehmer unseres Redaktionskreises in vielen Gemeinden selbst Elternkreise laufen, die diese Themen dort besprechen und das bisher Erarbeitete schon ausprobieren.

Thielicke: Wir wollen – das ist unser Prinzip – nicht am grünen Tisch eine Sache ausdenken, sondern es wird immer vorher ausprobiert.

HK: In welcher Größenordnung bewegt sich die feste Mitarbeiterschaft der Projektgruppe, soweit sie etwa an der Ausarbeitung der Briefe beteiligt ist?

Thielicke: Um rund zwanzig kann man sagen; und zwar sind es meist Theologen, aber auch – gerade für das neue Projekt – Pädagogen.

HK: Der Schwerpunkt Ihrer Arbeit wird auch in Zukunft „Glaubensinformation“ im weitesten Sinn bleiben. Daneben hat die Gruppe aber von Anfang an soziale Diakonie geleistet. Dabei hat zunächst die Arbeit im Rocker-Milieu viel öffentliche Resonanz gefunden, während Sie jetzt offenbar ausschließlich im Gefängnis tätig werden. Ist die Rocker-Arbeit gescheitert?

Thielicke: Der Rockerpfarrer Weißbach, der zu uns gehört, war einfach am Ende seiner Kraft und hat ein anderes Pfarramt angenommen, so daß dieser Teil der Arbeit relativ erloschen ist. Er besucht nur noch die Rocker im Gefängnis.

Mohaupt: Man muß hier wohl etwas Grundsätzliches zum Stil unserer Arbeit sagen. Wir sind keine kirchliche Institution für die Betreuung von Rockern, die Versendung von Briefen oder so etwas Ähnliches und wollen es auch nicht werden. Wir haben immer konkrete Defizite aufgewiesen und versucht, an solchen Punkten etwas zu tun, was Modellcharakter haben könnte. Wir sind also nicht auf Dauer auf einen bestimmten Arbeitszweig fixiert, um so die Kirche institutionell zu entlasten, so daß wir dann nach und nach auf die Versorgung einer bestimmten Gruppe festgelegt wären und zum Beispiel eine eigene Gefangenenenseelsorge zu institutionalisieren hätten. Viel mehr lag uns stets an der Flexibilität unserer Gruppe.

HK: Aber schwerpunktmäßig befaßt sich die Gruppe jetzt, was die soziale Seite ihres Engagements betrifft, mit der Gefangenenarbeit?

Westphal: Unsere Gruppe hat etwa fünf Jahre intensiv in einem Hamburger Gefängnis gearbeitet, im Augenblick sind wir bei einer Umstrukturierung der Arbeit. Zur Zeit haben wir im Knast einen Gesprächskreis. Wir halten außerdem regelmäßig Gottesdienste, die mit und von den Gefangenen gestaltet werden, was natürlich auch anders aussieht als die üblichen Gemeindegottesdienste.

„Wir können nicht vom Glauben reden, wenn wir nicht gleichzeitig zeigen, was Glauben heißt“

HK: Es kommt Ihnen darauf an, daß Sie die Gefangenen selber mit einbeziehen, daß sie selber aktiv werden, was dann nicht nur Konsequenzen während der Gottesdienste zeitigt...

Westphal: Natürlich ist die Voraussetzung dieser Arbeit, daß man die Situation der Gefangenen bedenkt sowohl in sozialer und struktureller als auch in persönlicher Hinsicht. Vor allem muß die Betreuung nach der Entlassung weitergehen. Was wir mit unserer Arbeit zeigen wollen, ist, daß der Glaube das Denken, das Fühlen und das Handeln umfaßt und daß das nicht – wie von vielen Gruppen – aufgespalten werden kann. Wir können nicht vom Glauben reden, wenn wir nicht gleichzeitig zeigen, was Glauben heißt.

Thielicke: Es ist für uns sehr wichtig, daß unsere ganze Arbeit eine Einheit ist. Beim vorletzten Kirchentag wurde ich öffentlich angegriffen. Es hieß da, wir würden ja nur Individualdiakonie treiben und keine Strukturen ändern. Ich würde dagegen sagen, wir versuchen in sehr bescheidener Weise, auch in dieser Richtung zu arbeiten, etwa dadurch, daß wir mit den Behörden über grundsätzliche Mißstände verhandeln. Das ist ein Versuch, über das Individualgeschehen hinauszugehen.

HK: Können Sie sagen, daß Sie „strukturell“ erfolgreich gearbeitet haben?

Westphal: In kleinem Rahmen, wenn Sie die Mitarbeit an der Schaffung einer Gefangenenvertretung, einer Gefangenenzeitung und das Werben um größeres Verständnis für die Probleme der Resozialisierung in verschiedenen überregionalen Veröffentlichungen und Vorträgen in diesem Sinne als „strukturverbessernde“ Leistung gelten lassen wollen.

HK: Konnten Sie die Gefangenen auch religiös „erreichen“?

Westphal: Das ist schwer zu sagen. Gerade in der Gefangenenarbeit ist ja der Mißerfolg das Normale, und man kann nicht, wie Professor Thielicke es einmal ausdrückte, mit einem „Pistometer“ messen, ob und wie der Glaube gewachsen ist. Aber man kann zumindest Vertrauen wachsen sehen. Wenn Fremde in das Gefängnis kommen, dann begegnen sie sehr oft Mißtrauen, weil sich die Gefangenen zunächst als Objekte sehen oder als Versuchskaninchen von Leuten, die an ihnen etwas ausprobieren wollen. Wenn sie dann merkten, daß wir uns selbst voll einbringen, hat das über eine jahrelange Betreuung hin bei manchen etwas Verhärtetes wieder lockerer gemacht. Man kann das an kleinen Zeichen sehen, so wenn beispielsweise Gefangene angefangen haben, Aufsätze zu schreiben, in denen

sie sich auch mit religiösen Fragen befassen, wenn sie Gottesdienste mitgestalten und wenn sie sogar zu diesem Zweck nach der Entlassung freiwillig ins Gefängnis zurückkommen.

HK: Es fiel vorhin das Stichwort „Umstrukturierung“ in bezug auf die Gefangenenarbeit. Heißt das, daß Sie sich aus diesem Sektor zurückziehen bzw. sich auf die gottesdienstliche Betreuung konzentrieren?

Westphal: Die ganze Gefangenenarbeit ist für uns auch ein Personalproblem, weil sie für unsere Mitarbeiter erhebliche zeitliche, berufliche, finanzielle und psychische Belastungen mit sich bringt. Manche Mitarbeiter haben jetzt nach fünf Jahren gesagt: „Wir haben mit unseren Entlassenen noch auf Jahre hinaus zu tun und können darum nicht mehr bei den öffentlichen Veranstaltungen mitmachen.“ Andererseits haben viele unserer Studenten Hamburg verlassen, so daß wir von Zeit zu Zeit mit der Anwerbung und Ausbildung ganz neuer Mitarbeiter beginnen mußten. Jetzt haben wir gerade eine solche Zäsur, wo wir überlegen, ob wir zwanzig interessierte Studenten wieder im Gefängnis arbeiten lassen oder ob wir mal etwas anderes machen müßten. Unabhängig von dieser Entscheidung laufen aber der Gesprächskreis, die Gottesdienste und die Entlassenenbetreuung weiter.

HK: Nun drängt sich ja manchmal bei kirchlichen Gruppen, die sich in ihrer Arbeit betont mit gesellschaftlichen Außenseitern befassen, der Verdacht auf, daß ihre Aktivität nicht nur dem Impuls des Evangeliums entspringt, sondern auch einer Art Komplex. Weil man in anderen kirchenfernen Milieus nicht ankommt, widmet man sich den gesellschaftlich Geächteten, man macht also gewissermaßen den Versuch, aus einem Getto in ein anderes auszuweichen ...

Thielicke: Ich würde zunächst meinen, daß das mit der Blockierung von Menschen aus anderen Milieus gar nicht so ist. Meine persönliche Erfahrung ist ganz anders. Ich habe zum Beispiel viel mit Medizinerinnen und Juristen zu tun und finde da immer eine sehr große Offenheit. Was nun den Versuch anbelangt, aus dem angeblichen Getto mit Mitteln herauszukommen, die von vornherein mehr Interesse finden, so ist es sehr wichtig, zu unterscheiden: zwischen der einen Möglichkeit, daß man gleichsam „äußerlich“ solche pragmatischen Auswege sucht; und der anderen Möglichkeit, daß das Engagement sich mit innerer Konsequenz ergibt. Ein Beispiel für den ersten Fall wäre etwa, wenn ein Pastor sich eine Band kommen läßt und Jazz in der Kirche macht; das wirkt heimlich als Versuch, sich attraktiv zu machen, sich mit fremden Federn zu schmücken. Es wird aber schon dann anders, wenn eine solche Musik aus der Gemeinde herauswächst. Dann wäre es echt. Entsprechend kann man es natürlich mit der sozialen Arbeit machen. Ich habe auch sehr häufig den Eindruck, daß gerade in der jungen Pastorengeneration manche sind, die theologisch schwach auf der Brust sind und

nicht ankommen und dann den Ausweg im sozialen Aktivismus suchen. Wir dürfen aber als subjektives Bekenntnis, soweit wir uns selber kennen, doch sagen, daß unser Motiv anders gewesen ist. Wir sind im Zusammenhang mit der Verkündigungstätigkeit damals im Michel – ausgerechnet bei einem eschatologischen Thema – auf die Idee gekommen, wir müßten auch jetzt zeichenhaft zum Ausdruck bringen, was wir da reden.

Westphal: ... wobei wir uns dann das Gefängnis gar nicht ausgesucht haben. Wir wollten sozial tätig werden, ja. Aber es war dann so, daß der Gefängnispastor uns um unseren Einsatz gebeten hat. Wir haben nicht danach gefragt, wo wir uns dekorativ in Szene setzen können, sondern wir sind in einer Notsituation eingesprungen, weil wir gebraucht wurden.

Mohaupt: Dazu kommt, daß der Ausgangspunkt für unsere soziale Arbeit nicht eine Situation des schmerzlichen Versagens und des Mißlingens der Verkündigung gewesen ist, sondern die beglückende Erfahrung einer geschenktweise empfangenen gelungenen Sache.

HK: Diese Sache wollen Sie ja – womit wir zum Hauptgegenstand unseres Gesprächs zurückkehren – vor allem in dem von Ihnen erarbeiteten Briefkurs weitergeben. Dabei haben Sie offenbar zunächst so angesetzt, daß Sie über die – wie von Ihnen vermutet – vorhandenen latent religiösen Fragen nachgedacht haben. Wie sind Sie an diese Fragen herangekommen? Lag Ihre Informationsbasis in den von Ihnen geführten Gesprächen, haben Sie auf Erhebungen zurückgegriffen?

Thielicke: Natürlich haben wir uns zum einen literarisch orientiert. Zum anderen haben die Autoren eine ganze Menge Gemeindeerfahrung, zumal es doch alles Leute sind, die nicht nur in konventioneller Weise arbeiten. Und dann haben wir sehr viel aus unseren Erfahrungen in den Michel-Gesprächen eingebracht. Dazu kam ein – man kann es ganz gewiß ohne Übertreibung sagen – riesiger Briefwechsel.

Mohaupt: Zu den Umfragen ist zu sagen, daß sie größtenteils erst auf den Markt kamen, als wir schon an der Arbeit waren. Wenn die Umfragen deutlich gemacht haben, daß es ein allgemeines religiöses Interesse gibt und daß die distanziert Kirchlichen doch immer noch ansprechbar sind, dann konnte das unsere Erfahrung nur bestätigen. Im übrigen bestand bei uns von vornherein vom theologischen Ansatz her eine große Offenheit für die Fragen der Menschen heute, weil wir der Auffassung sind, daß die Offenbarung nicht wie ein erratischer Block fremd in die Welt hineinragt, sondern daß es wirklich eine Akkommodation Gottes an die Situation desjenigen gibt, den er erreichen will.

Westphal: Nicht zuletzt bestätigt auch die Nachfrage nach unseren Briefen das vorhandene Interesse. Es haben uns

tatsächlich sehr viele Außenstehende geschrieben, Leute, die als einzelne durch Presseinterviews auf uns aufmerksam geworden sind.

„Man fragt gerade nach Dingen, die nicht auf dem empirischen Präsentierteller liegen“

HK: Sie sagen in den Briefen sehr deutlich, Sie würden davon ausgehen, daß die Plausibilität der Gottesgewißheit nicht mehr gegeben ist und daß die Distanz zur Kirche wächst. Andererseits konstatieren Sie nicht etwa nur religiöse Restbestände, sondern eine Steigerung des religiösen Interesses. Wo sehen Sie Anzeichen, die diese erstaunliche These stützen?

Thielicke: Auf den ersten Blick mag das tatsächlich gewagt klingen. Das rührt daher, daß das religiöse Interesse sich vor allem chiffriert äußert, also nicht in direkter Form, sondern verschlüsselt. Ich denke etwa an die Frage nach dem Sinn des Lebens, die Begegnung mit dem Tod, das Sexuelle, das sich als neues Problem bildet, oder an das Innerwerden der Endlichkeit des Menschen. Selbst im modischen Gewand der Gruppendynamik zeigt sich, daß man nach hintergründigen Motiven fragt, nach allem möglichen, was jenseits der sachlichen Argumentationsebene liegt. Man fragt gerade nach Dingen, die nicht auf dem empirischen Präsentierteller liegen, und man will ein Exerctium der Selbsterfahrung erreichen. Das ist auch ein Beispiel für das, was in Ihrem Interview mit Bernhard Welte (vgl. HK, April 1976, 192 ff.) zum Ausdruck kam, der davon sprach, daß im Unbewußten der Gottesgedanke walte.

HK: Es scheint aber die Frage strittig zu bleiben, ob diese Dinge wirklich in eine religiöse Dimension hineinreichen, oder ob nicht die Glaubenden notwendigerweise dazu neigen, die Situation durch ihre Brille so zu sehen, daß sie möglichst der Verkündigung entgegenkommt. Könnte man nicht gerade auch in puncto Sinnfrage eine gewisse Resignation feststellen, die sich in dem Fontane-Wort wiederfände „Leben heißt Hoffnung begraben“? Zieht man sich nicht vielfach vor weltanschaulichen „Globalfragen“ ins Überschaubar-Machbare zurück?

Thielicke: Ganz gewiß kann selbst ein sogenannter Nihilist die von Ihnen genannte Devise nicht durchhalten. Denn auch angesichts des Nichts taucht ja immer die Frage auf, wie man damit fertig wird. Ich würde fragen: Zeigt sich die Sinnfrage nicht implizit auch dort, wo sie nicht ausdrücklich gestellt wird, etwa wenn man unter der Instrumentalisierung des Menschen leidet? Wenn hier auch das Wort Sinn nicht auftaucht, das Unbehagen darüber ist da, daß der Mensch in Zwecksysteme hineingepreßt wird. Ferner glaube ich, daß die Sinnfrage im Identitätsproblem „versteckt“ ist, das doch gerade bei jungen Menschen eine ungeheure Rolle spielt. Auch damit peilt man zweifellos

die Frage des Transzendierens an, denn der Mensch ist ja nicht automatisch, was er sein soll oder sein will, sondern es ist seine Aufgabe, sich zu ergreifen; er muß um ein Ziel wissen, das er realisieren kann. Es gibt eine Fülle von Gesichtspunkten, von denen ich glaube, daß zwar derjenige, den man nun religiös interpretiert, unter Umständen sagen würde, er erkenne sich gar nicht mehr wieder. Das sei eine Interpretation. Gut, das mag ja sein. Aber es gibt auch die Möglichkeit, daß man jemand besser versteht, als er sich selbst versteht.

Mohaupt: Ich möchte zum Thema Hoffnung noch etwas sagen. Wahrscheinlich ist es doch so, daß man seine Hoffnung eben nicht auf Dauer begraben kann, ohne wieder neue Hoffnung zu schöpfen. Sonst geht man unter. Das ist natürlich eine Möglichkeit: das absolute Scheitern. Aber der Gedanke, die Resignation könnte ein Ausweg sein, ein Mensch könnte das Begraben von Hoffnung wirklich sein Leben lang „aushalten“, scheint mir nicht nachvollziehbar. Wenn es stimmt, daß die religiöse Frage oder das Umgetriebensein von der Suche nach Sinn und Identität konstitutiv zum Menschsein gehört, dann müssen sie gerade dann hervorbrechen, wenn die traditionellen Antworten als nicht mehr schlüssig empfunden werden. Es ist der Ausgangspunkt unserer Analyse, daß diese Fragen nicht abschließend verdrängt werden können und daß sie gerade deshalb in verfremdeten Formen wieder auftauchen.

„Wenn wir den Zweifler ansprechen, sprechen wir auch immer zugleich den Zweifler in uns an“

HK: Glauben Sie, daß der Briefkurs die in dem von Ihnen beschriebenen Sinn nur sehr latent und „anonym“ von religiösen Fragen umgetriebenen Leute erreicht, oder fühlen sich nicht doch nur verunsicherte Gemeindeglieder angesprochen?

Westphal: Nun, das läßt sich kaum trennen. Wir haben zunächst einmal gesagt, wir wollen versuchen, denjenigen anzusprechen, der schon „vor dem Tor“ steht und den wir als „Randsiedler“ bezeichnen, und dann haben wir bei dieser Unternehmung an den Reaktionen gemerkt, daß sogar in einer sehr viel größeren Zahl sich auch diejenigen angesprochen fühlen, die in der Kirche sind und da sogar aktiv sind, weil offensichtlich für ihre Zweifel dort nicht genügend Raum gegeben ist. Ich würde sagen, daß in jedem Glaubenden irgendwo auch ein Stück des Zweifels drinsteckt, und wenn wir den Zweifler ansprechen, sprechen wir auch immer zugleich den Zweifler in uns an.

Mohaupt: Man muß sich einmal fragen, wodurch eigentlich der „Normalchrist“ in der Gemeinde angefochten wird. Er hat gewiß seine eigenen Zweifel. Aber eine der bedrängendsten Erfahrungen scheint doch zu sein, daß das, was er – vielleicht unvollkommen – glaubt und prak-

tiziert, sowenig Bedeutung hat für das Leben seiner modernen Zeitgenossen. Wenn er nun merkt, daß hier versucht wird, mitten hinein zu sprechen in eine Situation, in der sich viele andere befinden, die weiter weg sind vom Glauben als er, und daß diese Zeitgenossen den Glauben plötzlich doch wieder irgendwie als einleuchtend empfinden oder wenigstens als bedenkenswert, so glaube ich, ist das ein erheblicher Beitrag auch für die Überwindung des Zweifels jenes „Normalchristen“. Darüber hinaus muß man aber sagen, daß ein ganz erstaunlich großer Teil unserer Leser wirklich Kirchenferne sind. Das sehen wir an der Leserpost. Was da kommt, sind zum Teil bewegende Zeugnisse von Leuten, die lange nicht mehr von der Kirche oder vom Glauben erreicht wurden.

HK: Können Sie über diese allgemeine Kennzeichnung hinaus die Gruppe der Adressaten ihrer Briefe charakterisieren? Läßt sich sagen, aus welchen sozialen Schichten sie kommen und von welchen Fragen sie vordringlich bewegt werden?

Westphal: Wir haben keine Befragung unserer Leser vornehmen können. Aber immerhin konnten wir anhand des Adressenmaterials ermitteln, daß 59,7% der Einzelbezieher Männer sind. Außerdem konnten wir feststellen, daß die meisten Leser aus Großstadtgebieten kommen und daß der Anteil der Akademiker ungewöhnlich hoch ist. Wir bedauern, daß die Briefe vielen Leuten zu intellektuell erscheinen, andererseits sind ja die Vorurteile gegen den Glauben gerade bei den Gebildeten sehr verbreitet, so daß wir glaubten, bei ihnen auch einmal Aufklärungsarbeit leisten zu müssen.

HK: Sie wenden sich in erster Linie missionarisch nach „draußen“. Aber ebenso wie zu diesem Engagement eine soziale Komponente gehört, muß es doch auch innerkirchlich einen „Sitz im Leben“ haben. Vertreten Sie bestimmte kirchliche Reformziele, neue Wege innerkirchlichen Vollzugs?

Thielicke: Dazu können wir nur etwas sagen, indem wir gleichzeitig betonen, wie wenig uns da etwas gelungen ist, weil wir es vielleicht auch an Aktivität haben mangeln lassen. Das einzige, wo etwas Reformarisches erkennbar ist, ist das Gefängnis, wo tatsächlich etwas passiert ist. Einig sind wir uns alle, daß wir zum Beispiel die Art des Liturgismus in der Kirche, vor allem in Gestalt der Agenden, die bei uns gebräuchlich sind, für vollkommen unmissionarisch halten. Dadurch werden Menschen, die von außen hereinkommen, in den seltensten Fällen erreicht. Da müßten wir uns einmal neue Entwürfe überlegen.

Mohaupt: Zum Verständnis unserer Position darf man vielleicht sagen, daß wir ja nicht angetreten sind als Kirchenreformer. Wir haben sozusagen eine gewisse kirchliche Herkunft im Rücken, wir sind alle Kirchenleute – direkt oder indirekt – oder Gemeindechristen. Nun ergibt sich aus der Arbeit ja eindeutig – auch aus dem Rücklauf

der Briefe, der Zuschriften der Leser –, daß doch einiges an Kirchenreform geschehen muß. Das bezieht sich aber nicht auf die großen Programme, die zehn Jahre lang in Kommissionen vorbereitet wurden, sondern ganz konkret auf das, was an der Basis geschieht. Die Idee, die wir mit dem nächsten Projekt verfolgen, ist etwa ein Stück Kirchenreform. Es geht nicht einfach um Änderung des Bestehenden. Das kann erst mal so bleiben, wie es ist. Sondern es geht um den Versuch, eine Idee hervorzubringen, die in unserer konkreten Situation wirklich zu etwas Neuem führt.

Thielicke: Es geht bei unserem neuen Projekt darum, in den Gemeinden Gruppen zu gründen, die auf eine bestimmte Lebenssituation eingehen, mit der zum Beispiel junge Eltern konfrontiert werden. Wir wollen dabei nicht außerkirchlich sein, sondern möchten gern die Menschen, die anzusprechen uns gelungen ist, in eine Gemeinschaft hineinschicken. Da besteht aber eine gewisse Schwierigkeit. Wohin sollen wir sie schicken? Werden sie nicht unter Umständen in einem Normalgottesdienst abgeschreckt?

HK: Ist schon abzusehen, ob gewisse Impulse aus Ihrer Gruppe in die Gemeinden hineingegangen sind und Wirkungen gezeitigt haben?

Thielicke: Das glaube ich schon. Es gibt an verschiedenen Stellen Menschen, die diese Briefe zusammen lesen, die sie nicht im stillen Kämmerlein, sondern miteinander bedenken. So gibt es etwa bereits mehrere jener Elternkreise, mit denen wir sehr eng zusammenarbeiten.

Westphal: Es hat eine Umfrage stattgefunden, wie unsere Briefe in Gruppen benutzt werden. Dabei hat sich gezeigt, daß sie weniger in klassischen Kreisen der Kirche – Bibeltunden, Frauenkreise usw. – benutzt werden, sondern in der Mitarbeiterschulung, beim Besuchsdienst, im Kirchenvorstand, in Hauskreisen (die vielleicht auch eine Form der künftigen Arbeit wären) oder in modernen Gottesdiensten. Es wird sehr vieles in den Gemeinden damit versucht.

„Unsere Aufgabe ist es nicht, uns in die tagespolitischen Auseinandersetzungen der Kirche einzumischen“

HK: Aber es scheint als Spezifikum zu Ihrer Arbeit zu gehören, daß Sie sich aus den innerkirchlichen Zwistigkeiten heraushalten, sagen wir etwa aus dem Streit um die EKD-Reform oder aus der Frontstellung zwischen Pietismus und politischem Engagement?

Westphal: Wir haben immer gesagt, daß wir uns als Gruppe Ehrenamtlicher nicht verzetteln dürfen. Und wir meinen, unsere Aufgabe ist es nicht, uns in die tagespolitischen Auseinandersetzungen der Kirche einzumischen und dieser oder jener Richtung Beifall zu spenden, son-

dern die offensive Darstellung einer anderen Möglichkeit zu leisten. Kirchlich geht es uns vor allem darum, die Leute zu ermutigen, trotz Enttäuschungen in den Gemeinden selbst aktiv zu werden, wenn nötig auch ohne den Pfarrer, um in der Gemeinde das zur Sprache zu bringen, was sie für ihre Fragen halten.

Mohaupt: Im übrigen sind wir ja kein Bataillon von Zinnsoldaten, sondern jeder hat auch noch seine besonderen Fronten, an denen er kämpft. Als Gruppe jedenfalls beziehen wir in diesen Streitfragen nicht Position. Ich wüßte beispielsweise nicht, wie viele Meinungen es zur EKD-Reform bei uns gäbe. Das ist für uns nicht so interessant.

HK: Unterschätzen Sie da nicht die Rolle, die das Erscheinungsbild der Kirche für die missionarische Bemühung spielt? Sie haben ja selbst darauf hingewiesen, daß eine große Zahl der Leserbriefe die mangelnde Glaubwürdigkeit der Kirche anspricht...

Thielicke: Implizit beziehen wir kirchlich durchaus eine klare Position, insofern wir uns in einer Frontstellung gegenüber beiden – wenn Sie so wollen – extremen Flügeln befinden. Die Pietisten sind im Elfenbeinturm, ihnen möchten wir deshalb sagen, daß die Seite des Tuns und Handelns und auch der Verbesserung der Strukturen mit zur Aufgabe gehört, den anderen, den nur politisch Aktiven, sagen wir, daß das christliche Motiv wichtig ist.

Westphal: Wir halten es jedenfalls für einen Vorteil, daß unsere Briefe von allen Seiten unterschiedlicher kirchlicher Ausrichtung gelesen werden.

HK: Haben Sie ökumenische Aktivitäten entwickelt?

Westphal: Das beantwortet sich ähnlich wie die vorige Frage. Wir haben diesbezüglich nicht ein klar zu fassendes Projekt vor Augen. Aber die Wirkung, die von den Briefen ausgeht, tendiert in eine ökumenische Richtung. Ein ökumenischer Arbeitskreis in Münster hat etwa mit den Briefen gearbeitet wie andere auch. Entscheidend ist, daß die Leute zu mündigen Christen werden und anschließend selbst aktiv werden.

Thielicke: Man muß an diesem Punkt auch daran erinnern, daß wir zu Beginn unserer Arbeit intensiven Kontakt mit der Stelle für katholische Glaubensinformation in Frankfurt hatten und daß wir uns jetzt durch die Art der Publikation gerade auch an katholische Leser wenden.

HK: Sie steuern nicht direkt ökumenische Ziele an, sind aber froh, wenn sich als Konsequenz Ihrer Arbeit ökumenische Folgen einstellen?

Thielicke: Das ist m. E. überhaupt die Art, wie man ökumenische Fragen angehen soll. Überdies ist unsere spezifische Sache nicht die Ökumene in dem Sinn, daß wir uns Gedanken machen, wie es zu einer Wiedervereinigung

kommen kann. Der liebe Gott und der Heilige Geist werden das zu seiner Zeit schon machen. Wir sagen einfach unser Sprüchlein, von dem wir glauben, daß es durchaus in diese Richtung geht.

HK: Nun fällt ja auf, daß auch im Briefkurs die Kirche keine große Rolle spielt. Sie ist lediglich Thema eines Extrabriefes, der eine Reaktion auf viele Zuschriften gerade zu dieser Sache ist...

Mohaupt: Die Kirche kommt natürlich überall vor. Was aber eben von der Kirche und der Ökumene gesagt wurde, daß wir nämlich unser Sprüchlein sagen, ist ja – wenn Sie so wollen – auf dem Hintergrund dessen zu verstehen, was am Luthertum ökumenisch ist. Es geht eben nicht so, daß man sagt: Wir machen uns jetzt erst einmal Gedanken, wie man eine Kirche baut oder wie man sie ändert oder ökumenisch zusammenzuführen sucht. Vielmehr gilt es, die Sache, um die es geht, zu Gehör zu bringen, das Evangelium an den Mann zu bringen. Das mit der Kirche findet sich dann schon. Wenn wir vom Heiligen Geist reden, steckt diese Materie ja auch drin. Das Thema Kirche steht im Grunde in jedem Brief. Aber die Kirche selbst an und für sich zu thematisieren ist ja vielleicht auch einer der Fehler unserer Zeit. Wenn wir immer wieder aufrufen zur Gruppenbildung, dann hoffen wir, daß da Kirche geschieht. Dann brauchen wir sie aber nicht zum Thema zu machen.

Thielicke: Kirche ist nach meinem Verständnis keine eigenständige theologische Aussage. Kirche ist ein Nebenprodukt, das uns nebenbei zufällt, wenn wir nach dem Reiche Gottes fragen.

HK: Da müßten wir jetzt wohl ein kontroverstheologisches Thema diskutieren. Das eigentlich zentrale theologische Problem des Briefkurses dürfte aber die Verhältnisbestimmung von Anthropologie und Theologie sein: die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Menschen, der fragt, und der Antwort Gottes, die auf die Frage zukommt. Könnten Sie genauer skizzieren, wie Sie da ansetzen?

Thielicke: Wir sind der Meinung, daß die Anthropologie ein Schlüsselproblem für die Verkündigung enthält. Ich will einmal sehr grob die konventionelle Form und das, was uns vorschwebt, einander gegenüberstellen: Früher stellte man bei der Predigt einen Bibeltext an die Spitze, den man dann analysierte und nach Möglichkeit auf den Menschen hin auslegte. Wenn man sich aber an Außenstehende wendet, muß man eher umgekehrt verfahren. Man muß bei einem Lebensproblem beginnen – wobei man natürlich die Verkündigung immer schon im Hinterkopf trägt, das ist ja klar. So kann man den Hörer etwa bei der Frage der Sexualität oder der Endlichkeit des Menschen oder des Aggressionstriebes „abholen“. Das biblische Wort bildet dann das Ende, jedenfalls äußerlich, denn derjenige, der spricht, kommt ja davon her.

Mohaupt: Wenn man so einsteigt, besteht gewiß die Gefahr, daß das biblische Wort gar nicht mehr kommt. Das haben wir nicht gemacht. Wir haben, wenn Sie so wollen, massiv Dogmatik getrieben in aufgelockerter Form. Es steckt eine ganze Menge an wirklich dogmatischen Aussagen drin. Die andere Gefahr ist, daß das biblische Wort zwar ständig vorkommt, aber eben nicht mehr ankommt. Wir haben den Duktus so gestaltet, daß auch das vermieden wird.

HK: Sie gehen also davon aus, daß sich Verkündigung und Fragen des Menschen in einer Art hermeneutischem Zirkel bewegen?

Westphal: Genau deswegen haben wir in den Briefen auch immer auf einen persönlichen Ton Wert gelegt, so daß wir z. B. bei dem Brief über das Leid oder das Gebet klarmachen: Hier redet jemand, der auch nicht ein Vollendeter ist, sondern ein Suchender, der Suchenden suchen helfen will und ihnen sagt: Nach unserer Erfahrung liegt die Antwort dort.

„Ich verdanke meinen Glauben nicht meiner Dummheit, sondern ich denke nach“

HK: Eine These zu dem eben angesprochenen Problemkreis ist ja im Titel des Kurses angesprochen: „Wer glaubt, denkt weiter.“ Da ist eine Höherbewertung des Glaubens gegenüber dem Denken ausgesagt. Nur dürfte es recht schwierig sein, das in der Argumentation zu erhärten. Es läßt sich ja nicht ohne weiteres nachweisen, daß der Glaube tatsächlich die Größe ist, die das Weiterdenken produziert. Letzten Endes behauptet jede Position von sich, daß sie diejenige ist, die die Leute zum Weiterdenken bringt, und es sieht so aus, als ob der diesbezügliche Streit erst am jüngsten Tag entscheidbar ist...

Westphal: Der zitierte Satz ist sehr vielschichtig. Man kann ihn einmal in dem Sinn interpretieren: Wer glaubt, denkt weiter als vorher, als er noch nicht glaubte. Dann: Wer glaubt, denkt weiter als nur an sich selbst, weil er nämlich an seine Mitmenschen denkt. Oder: Wer glaubt, denkt weiter im Sinne des Eschatologischen, er denkt nicht nur an die vorfindlichen Dinge. Oder dann kann man auch sagen: Wer glaubt, denkt weiter als einer, der nur analytisch denkt.

Thielicke: Und natürlich auch: Wer glaubt, der hört nicht auf, zu denken. Grundsätzlich würde ich meinen: so umstritten die Behauptung sein mag, der Glaube komme zu Einsichten, die weiterreichen, als wenn man nicht glaubt, es gibt doch gerade in der Anthropologie Hinweise, die auch einen Außenstehenden nachdenklich stimmen können. Mir ist das am allerdeutlichsten geworden, als ich die Überlegungen einer Nobelpreisträgertagung in London studiert habe, wo man sich Gedanken über die Zukunftsentwicklung des Menschen machte. Da haben sich die durch sehr viel Scharfsinn ausgezeichneten Nobelpreisträ-

ger in unglaublich törichte Sackgassen verrannt, indem sie meinten, man könne wirklich den Menschen auf bestimmte Ziele hin züchten. Dabei haben sie außer acht gelassen, daß die Zielbestimmung ja nicht einfach gegeben ist. Auf was hin soll man den Menschen züchten? Daß er aggressiver wird, das hätte Hitler gerne gemocht, oder daß er pazifistischer wird, das würden wieder andere gerne wollen. Aber man muß immer ein Ziel formulieren, für das der Mensch Funktionsträger wird. Das aber bedeutet eine unbeschreibliche Verengung, die sich selbst widerlegt. In diesem Problemzusammenhang könnte man verdeutlichen, wie der Glaube den Menschen – indem er ihn als Geschöpf, als Ebenbild Gottes anspricht – universal sieht und deshalb freisetzt und nicht auf fixierte Ziele festlegt. Insofern glaube ich wirklich, daß der Glaube etwas von Weisheit enthält, weil er das Ganze sieht, während ein Nur-Denken orientierungslos ist und im Partiiellen steckenbleibt, wie ja letztlich auch alle Weltanschauungen versucht sind, einen bestimmten geschöpflichen Sektor für das Ganze zu nehmen. Ob mir freilich einer von den erwähnten Nobelpreisträgern diese Argumentation wirklich abnehmen würde, das ist die Frage.

HK: Das durchgängige Bemühen um Argumentation – gerade indem Sie zeigen, was der Glaube anthropologisch und für die Weltdeutung austrägt – steht in den Briefen in einer gewissen Spannung dazu, daß auch der Sprung in den Glauben sehr stark betont wird. Mit einem Zitat aus einem der Briefe: „Man muß im Element sein, um zu erleben, daß es schön ist und trägt.“ Liegt da nicht ein Widerspruch?

Mohaupt: Mit dieser Spannung zwischen der Argumentation einerseits und dem Vollzug eines Sprungs in den Glauben andererseits verhält es sich wahrscheinlich so: Wenn man im letzten Ernst den Glauben bedenkt, wirklich in letzter Anstrengung der Ratio, wird dieser Gegenstand des Denkens doch von solcher Art sein, daß irgendwann der Punkt kommt, wo man „rein“ im Denken feststellt, daß sich das gar nicht nur „rein“ denkerisch sehen läßt, sondern wo man sieht: das muß gelebt werden. Und umgekehrt: Wenn man den Glauben zu leben, existentiell zu vollziehen versucht, ist man ständig von dem ganzheitlichen Vollzug des Glaubens her herausgefordert, diesen Versuch denkend zu verantworten. Ich will glauben, aber ich will auch wissen, woran ich glaube.

Thielicke: Das Argument hat nicht nur den Sinn, an die Sache selbst heranzuführen, sondern es hat, glaube ich, auch den Sinn der eigenen Legitimation: Ich verdanke meinen Glauben nicht meiner Dummheit, sondern ich denke nach. Ich bin übrigens so ketzerisch, zu meinen, daß das im Katholizismus gar nicht anders ist. Auch da wird gesehen, daß bei allem Argumentieren ein Punkt kommt, wo eine Entscheidung verlangt ist – unter dem Beistand des Heiligen Geistes.

HK: Das ist sicher heute kein konfessionsspezifisches

Problem mehr. Es gibt ausgesprochene Fideisten und Rationalisten in allen Konfessionen, genauso wie eine vermittelnde „Verhältnisbestimmung“ zwischen Anthropologie und Offenbarung nicht mehr auf den katholischen Raum beschränkt ist ...

Westphal: Man muß noch dazusagen, daß schon das Medium der Briefe, aber auch die Art ihrer Abfassung unseren theologischen Ansatz zum Ausdruck bringt: wir sprechen die Leute argumentierend an, konfrontieren sie aber auch mit dem Bekenntnischarakter dessen, was wir sagen, indem wir uns selbst mit einbringen. Wir wollen beim Adressaten rationale Hindernisse ausräumen und ihm zugleich die Frage ermöglichen: Warum sollte ich mich nicht auf das Experiment des Glaubens einlassen?

Mohaupt: Eine Ergänzung noch zur grundsätzlichen theologischen Position. Wir sehen es nicht so, daß das Denken außerhalb des Heiligen Geistes vollzogen wird und daß dann der Sprung kommt, bei dem der Heilige Geist am Zuge ist. Ich würde vielmehr schon meinen, daß der Geist auch mit dem Denken zu tun hat. Die denkerische und argumentative Bemühung muß sich durchaus nicht in sich selbst verschlossen vollziehen, sondern kann ein in Dienst genommenes Denken sein, auch wenn sich das manchmal erst im Rückblick herausstellt.

„Der Teufel hat überall institutionelle Zugänge“

HK: Das wäre ein Thema für ein eigenes Gespräch. Wir sollten aber abschließend doch noch einmal vom Prinzipiellen zum Praktischen zurückkehren. Gerade in Hamburg steht in den letzten Jahren immer wieder das Thema Volkskirche zur Diskussion. Mehrmals haben sich hier Politiker dazu geäußert, und der Hamburger Bischof Wölber wies verschiedentlich fast beschwörend auf ein Verdunsten der Kirchlichkeit in der Großstadt hin, was sich u. a. im Rückgang von Taufen und kirchlichen Trauungen unter die 50%-Marke manifestiert. Wie lokalisieren Sie Ihre Arbeit in diesem Kontext? Als missionarische Bemühung zur Reaktivierung der Volkskirche oder als Anfang eines Weges, der zur Gesinnungsgemeinschaft kleiner Gruppen führt?

Mohaupt: Vielleicht sollte man am Anfang einen negativen Satz sagen: Wir haben weder ein pro-volkskirchliches noch ein anti-volkskirchliches Programm.

Thielicke: Ich weiß gar nicht, wie die einzelnen bei uns darüber denken würden, ob man die Volkskirche nicht in eine Freikirche verwandeln sollte oder ob man sie weiter als einen großen Fischteich halten soll. Ich habe mit Freikirchen ein bißchen Erfahrung in Amerika. Die Freikirchen, die von der Last der Karteileichen befreit sind, werfen ja ebenfalls Probleme auf. Der Teufel hat überall institutionelle Zugänge. In diesem Fall sind es die reichen

Leute, die den Pfarrer als ihren Angestellten betrachten. Wenn er eine Bürgerrechtsdemonstration in Washington machen will, dann wird er entlassen. Da gibt es sehr wohl auch eine Art von Unfreiheit. Innerhalb der Alternative Volkskirche–Freikirche würden sich vermutlich in unserem Kreis alle sehr verschieden entscheiden ...

HK: ... wobei diese Entscheidung so hierzulande auch gar nicht ansteht ...

Mohaupt: Dadurch, daß wir auf die Randsiedler zugehen, ist ja irgendwie eine Entscheidung impliziert. Die hat nichts zu tun mit einer Programmatik: wollen wir Volkskirche in die Zukunft bringen oder nicht? Es ist aber die im Horizont der volkskirchlichen Situation sehr wichtige Entscheidung damit gefallen, daß wir die gewinnen wollen, die man heute unter „distanzierte Kirchlichkeit“ rechnet. Ich denke an die breite Masse derer, die zwar in der Kirche sind und sich ihr auch zugehörig fühlen, die aber nicht permanent an ihrem Handeln teilnehmen, sei es nun im Gottesdienst oder in Gemeindegemeinschaften usw., sondern allenfalls an den Kasualien. Wir sagen nicht: Die sind verloren, wir machen die Grenzen dicht, es geht uns nur um die entschiedenen Kämpfer im inneren Kreise der Gemeinde. Wir wenden uns vielmehr an die kirchlich zwar noch Ansprechbaren, aber nicht sehr Angesprochenen, und wir tun das nicht aus defensiven volkskirchlichen Motivationen heraus, sondern weil wir sehen: hier ist ein Missionsfeld im besten Sinne. Wenn wir sie in Gruppen aktivieren können, dann wird das schon seine verlebendigende Auswirkung auf die Institutionen haben, so oder so.

HK: Sie nehmen lediglich die gegebene Situation als Chance wahr, ohne daß Sie sich für das Thema Volkskirche als solches interessieren?

Westphal: Ich möchte das Gleichnis heranziehen von dem verirrtten Schaf, dem Jesus dann nachgeht, während er die 99 anderen zu Hause läßt. Heute ist die Situation anders: Nur ein Schaf ist im Stall, und alle 99 sind wegelaufen. In dieser Lage ist es nicht unsere Aufgabe, nun permanent dieses eine zu füttern und nur noch mit ihm Gottesdienste oder Bibelkreise zu pflegen; auch Rahner weist einmal darauf hin, daß man das schon eine Weile der Gnade Gottes überlassen darf und den anderen nachgehen soll, wenn auch dabei einiges an Erstarrung in Liturgie und Verkündigung aufgebrochen werden muß.

Mohaupt: Man kann jetzt natürlich diejenigen Schafe suchen, die sich in die Berge verlaufen haben und ganz weit weg sind. Das ist sehr gut, und Jesus hat ja eigentlich in dem Gleichnis daran gedacht. Aber das ist ein sehr schwieriges Werk. Wir versuchen zunächst einmal diejenigen zu finden, die noch in der Nähe des Gatters weiden, die auch noch wissen, daß da drinnen Gras wächst, die aber nicht mehr hineinkommen. Das sind sehr viele, und um sie geht es uns vor allem.